

HEYNE <

Das Buch

Der Schwarzschieferwald ist seit Menschengedenken ein verfluchter Ort: Seit der finstere Herrscher Mornhavon dort gefangen genommen wurde, umgibt den Wald eine Aura des Bösen. Ein Grenzwall schützt die Menschen von Sacoridien, doch die Kraft der magischen Bannsprüche, die ihn aufrechterhalten, schwindet von Generation zu Generation.

Karigan, die ihre Ausbildung abgeschlossen hat, ist eine der mutigsten in der Brigade der Reiter des Königs. Als sie und ihre Gefährten den Auftrag erhalten, die Grenzen zu sichern, zögert sie keinen Augenblick. Im düsteren Schwarzschieferwald erwartet man die Reiter bereits ...

Pressestimmen

»Atemlose Spannung von der ersten bis zur letzten Seite!« *Publishers Weekly*

Die Autorin

Kristen Britain, geboren und aufgewachsen im US-Bundesstaat New York, veröffentlichte ihr erstes Buch, eine Cartoonsammlung, im Alter von dreizehn. Nach dem Studium arbeitete sie lange Jahre als Parkrangerin. Die Liebe zur Natur hat sie bis heute nicht verlassen. Derzeit residiert sie mit ihrem Hund in einer Blockhütte in Maine. Kanufahren und Wandern geben ihr dabei die zum Schreiben notwendige Inspiration.

KRISTEN BRITAIN

**DER PFAD
DER SCHATTEN**

Reiter-Zyklus Band 4

*Aus dem Amerikanischen
von Michael Nagula*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
BLACKVEIL

Deutsche Erstausgabe 08/2012
Redaktion: Rainer Michael Rahn
Copyright © 2011 by Kristen Britain
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
eISBN 978-3-641-09432-4

www.heyne-verlag.de

Für meine Schwester Sheri Flanigan

SCHWARZSCHLEIER



»Vergesst nie, dass wir *alle* hier Beute sind.«

Wie ein einziges Wesen senkten Großmutter's Gefolgsleute den Blick zu der Blutpfütze, die in den Unrat auf dem Waldboden sickerte. Dies war alles, was von Regin übrig geblieben war.

»Überschreitet niemals die Grenzen des Schutzkreises«, sagte Großmutter, »sonst kann ich euch nicht beschützen.«

Wie zur Bestätigung ihrer Worte gellte ein wüster Schrei aus dem Wald. Sarat wimmerte, und die anderen zuckten nervös zusammen.

Großmutter sprach ein paar passende Worte zum Angedenken an Regin. Er war ein guter, starker Torhüter gewesen, im Lager stets hilfsbereit, hatte allen Wünschen Großmutter's stets entsprochen und war den Gebräuchen des Zweiten Reiches treu ergeben gewesen. Als sie eine Rast einlegten, hatte er sich zurückgezogen, um sich zu erleichtern. Leider waren die Schutzkreise, die Großmutter für solche kurzen Ruhepausen schuf, nicht allzu umfangreich. Regin hatte lediglich ein paar Schritte zu viel gemacht und war außerhalb des Kreises geraten. Sie hatten seinen Schrei gehört, der jäh abbrach, und er war verloren.

Der Schwarzschieierwald war gefährlich. Vielleicht der gefährlichste Ort auf Erden. Großmutter erinnerte ihre Leute oft an die Heimtücke des Waldes, aber leider bewies Regin, dass ein einziger unaufmerksamer Moment das Leben augen-

blicklich beenden konnte. Eine brutale Lektion für sie alle.

Auch stärkte es den schwindenden Mut der Gruppe nicht gerade, dass sie sich verirrt hatten. Schon wieder.

Großmutter zog ihre Kapuze tiefer, um sich vor dem ständigen Nieselregen zu schützen. Es war bereits spät im Winter, aber der Schnee schien hier nie den Boden zu erreichen – als wäre das Weiß des Schnees zu rein, zu sauber, um in der Finsternis des Waldes zu existieren. Der Nieselregen sickerte durch die verkrümmten Baumkronen und die verklumpten Fichtennadeln, und alles, was hier lebte, existierte in fortwährender Dämmerung. Nachts war die Schwärze vollkommen undurchdringlich.

Der Schwarzschleier war durch Eroberung und Niederlage entstanden. Vor langer Zeit waren Großmutters Vorfahren, angeführt von Mornhavon dem Großen, auf der Suche nach Reichtum und den Schätzen der Natur aus dem Reich Arcosien zu den Ufern der neuen Länder gesegelt. Dort fanden sie dies alles im Übermaß, aber sie stießen auch auf den Widerstand der dortigen Bevölkerung, die den Willen des Reiches ablehnte, und so brach ein hundertjähriger Krieg aus.

Als Erstes fiel das eletische Reich Argenthyn, das die gesamte Halbinsel an der Bucht von Ullem im Osten umschloss, dem Reich zum Opfer. Mornhavon erklärte es zu seinem Stammland und nannte es Mornhavonien. Anfangs waren seine Feldzüge erfolgreich, er schlug Aufstände nieder und errichtete seine Herrschaft in den neuen Ländern, aber dann trafen keine Vorräte und keine Verstärkung mehr aus dem Reich ein.

Verlassen, mit schwindenden Truppen und vielen Feinden, die sich gegen ihn verbündet hatten, wurde Mornhavon besiegt.

Danach errichteten die Sacorider eine Mauer um die

Halbinsel und schlossen die Reste der von Mornhavon hinterlassenen Finsternis darin ein. Schon ein ganzes Jahrtausend lang fristeten die entstellten Wesen, die er mithilfe der Kunst erschaffen hatte, hier ihr pervertiertes Leben. Der Wald verrottete unter dem Äther, der durch den Gebrauch Schwarzer Künste während des Krieges besudelt worden war, das Land entartete, und die Verunreinigung verbreitete sich wie eine Seuche, ignoriert, verdrängt und vergessen, bis ein Eleter, der die Überreste der magischen Kräfte des Waldes begehrte, vor drei Jahren eine Bresche in den D'Yer-Wall geschlagen hatte.

Ihre Reise durch den Wald war nicht nur gefährlich, sondern auch mühsam. Sie versuchten, den Resten des Kopfsteinpflasters einer uralten Straße zu folgen. Manchmal verschwand sie in Sümpfen oder wurde von dichtem Dornengestrüpp verschluckt. Geduldig suchten sie sich einen Weg um die Hindernisse herum, doch mehr als einmal fanden sie sich auf den trügerischen Überresten irgendwelcher Abzweigungen wieder, oder sie folgten Pfaden, die von listigen Raubtieren angelegt worden waren und in eine Falle führten.

Diesmal hatte ein undurchdringliches Dickicht niedriger Bäume mit üblen, dolchartigen Dornen ihnen den Weg versperrt und sie gezwungen, von ihrem Kurs abzuweichen. Wenn sie solche Prüfungen erlebte, empfand Großmutter ihre Situation als hoffnungslos, denn sie konnte an diesem verhangenen, von Schatten verhüllten Ort nicht einmal die Sonne oder die Sterne sehen, um sich zu orientieren. Sie glaubte dann, dass sie alle sterben würden, unrettbar verirrt in der verfilzten Wildnis des Waldes. Vielleicht würden sie tatsächlich sterben. Ihre Überlebenschancen waren nicht hoch, selbst wenn es ihnen gelang, die Straße wiederzufinden.

Sie achtete streng darauf, den anderen ihre Zweifel nicht zu zeigen. Das durfte sie nicht. Sie musste sie alle zusammen-

halten. Die anderen glaubten fest an sie, glaubten, dass sie sie heil durch alle Gefahren führen würde. Aber wenn sie zusammenbrach, würden sie ebenfalls zusammenbrechen, also trug sie eine Maske der Zuversicht, obwohl das eine Lüge war.

Sie betrachtete ihr müdes Gefolge. Nun waren es nur noch fünf. Fünf, und dazu ihre treue Enkelin Lala, die auf einem glitschigen Baumstamm saß und mit Garn spielte. Lala beklagte sich niemals, sie war unerschütterlich und vertraute ihrer Großmutter blind.

Um die Straße wiederzufinden, musste Großmutter die Kunst anwenden, und zwar bald, bevor die Angst ihre Leute überwältigte. Aus dem Körbchen, das sie am Handgelenk trug, nahm sie ein Knäuel aus rotem Garn und schnitt mit dem Messer, das von ihrem Gürtel hing, etwas davon ab. Ihre Finger waren kalt und steif, dennoch bewegten sie sich flink, um die Knoten zu knüpfen, und während sie das tat, sprach sie Worte der Macht.

Innerhalb des Schwarzscheilers ging sie vorsichtig mit der Kunst um. Der Äther dieses Ortes war unbeständig, besudelt, und konnte sogar die einfachste Beschwörung verfälschen. Das hatte sie auf drastische Weise erfahren, als sie versucht hatte, ein gewöhnliches Lagerfeuer zu entfachen, indem sie den Zunder mit der Macht berührte. Ein Baum neben ihr war explodiert und hätte fast ihre Röcke angesengt. Glücklicherweise war der Wald so feucht, dass sich die Glut nicht zu einem richtigen Waldbrand entwickelt hatte, aber danach griff sie nicht mehr auf Magie zurück, außer wenn es darum ging, einen Schutz zu errichten oder den Weg zu finden, und auch dann tat sie es nur ungern.

Als sie die Knoten geknüpft hatte, hauchte sie sie an, und sie zogen sich aus eigenem Antrieb enger zusammen, verflochten und verwoben sich zu einer einzigen Masse, die sich in einen glühenden Salamander verwandelte, der auf ihrer Hand-

flache saß. Sie wusste, dass ihre Leute immer noch nichts anderes sahen als ein verknotetes Stück Garn.

»Finde den Weg«, befahl sie dem Salamander, denn er war ein Kompass.

Er betrachtete sie mit Augen aus Kohle und wippte mit seinem schlangenartigen Schwanz hin und her, bis er sich für eine Richtung entschied; sein Schwanz wies ihr den Weg. Die anderen sahen wahrscheinlich nur ein loses Stück Garn, das sich im Luftzug bewegte.

»Wir müssen weiter«, sagte Großmutter zu ihren Leuten. »Wir müssen unsere Reise fortsetzen. Auch Regin hätte das gewollt.«

Rasch nahmen sie ihre Reisesäcke auf, einige von ihnen mit Tränen in den Augen. Sie teilten Regins Gepäck unter sich auf und ließen seine persönlichen Gegenstände, die sie nicht brauchen konnten, zurück. Dann wandte sich Großmutter um und schritt vorsichtig durch den Wald. Sie folgte der Richtung, die der Schwanz des magischen Salamanders ihr wies.

Im Nu war Lala neben ihr und ergriff ihre freie Hand. Großmutter lächelte zu ihr hinunter. Durch Lala fand sie die Kraft weiterzugehen – und natürlich durch ihre feste Überzeugung, dass sich das Reich wieder erheben musste.

Nachdem sie sich ein, zwei Stunden lang durch dichtes Unterholz geschlagen und schlammige, zäh fließende Bäche durchwaten hatten, fanden sie die Straße. Der Salamander hatte sie treu geführt. Alle dankten Großmutter und Gott mit lauten Stimmen. Nun entließ Großmutter den Salamander in den Wind, und er verschwand in einem kurzen, grellen Aufblitzen. Erst, als sie alle sicher auf dem nassen, moosbewachsenen Kopfsteinpflaster standen, schloss die die Augen und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Ihre Erleichterung gipfelte in einem Freudenschrei, als die

kreisenden Nebel vor ihnen eine große Steinfigur enthüllten. Diese Statue, ein Abbild Mornhavons des Großen, markierte den Ort, an dem die Kreise der Wege zusammenkamen. Wie es sich herausstellte, hatte der Salamander sie mehr als treu geführt.

Die Straßen, über die sie gingen, waren nicht von Arcosiern gebaut worden, sondern von den Eletern Argenthynes, lange vor Mornhavons Ankunft. Als Großmutter mit ihrer kleinen Gruppe Sacoridien verlassen hatte und durch die Bresche im D'Yer-Wall in den Wald eindrang, waren sie dem Weg des Lichts gefolgt, der Hauptstraße, die nach Süden zum Zentrum der Halbinsel führte. Dort endete die Straße am Kreis der Wege.

Die Chroniken von Großmutter's Volk enthielten Landkarten der Halbinsel und der eletischen Straßen. Anscheinend bauten die Eleter selten geradlinig, denn der Kreis war tatsächlich ein Kreis, und aus ihm entsprangen sechs Hauptstraßen, darunter der Weg des Lichts, der sich in eleganten Spiralen dorthin zog, wo einst die wichtigsten Siedlungen gewesen waren. Ihre Vorfahren hatten die Straßen nicht begradigt. Vielleicht hatten sie aufgrund des Langen Krieges dazu nicht genügend Ressourcen gehabt.

»Hier werden wir die Nacht verbringen«, verkündete Großmutter. Nach den Anstrengungen und dem Verlust dieses Tages brauchten sie eine Rast und genügend Zeit, um sich auf den nächsten Abschnitt ihrer Reise vorzubereiten, der sie auf der östlichen Hälfte des Kreises nach Süden führen würde. Sie würden um die Kreuzung des Weges der Morgendämmerung einen Bogen beschreiben und bis zum Weg des Mondes weitergehen.

Ja, sie würden die Nacht unter der Statue verbringen, die ihr wie ein Beschützer erschien. Mornhavon wirkte stark und heldenhaft, der Erbe eines Reiches; sein strenger Blick richtete

sich in die Ferne auf den Weg des Lichts, in den Händen trug er Schild und Schwert, und sein Haar wurde ihm aus dem Gesicht geweht. Unter seinen Stiefeln zertrat er die Körper seiner Feinde, deren Gesichter sich im Todesschmerz verzerrten. Laut der Chroniken befand sich an jeder Kreuzung des Kreises eine solche Statue, um Reisende zu begrüßen und sie daran zu erinnern, wer hier der Herrscher war.

Auf dem Podest hatte einst noch eine andere Statue gestanden, irgendetwas Eletisches. Was auch immer das gewesen sein mochte, es war vor langer Zeit umgestürzt und ersetzt worden, und zwar zu Recht.

Die Statue erfüllte Großmutter mit Stolz, auch wenn die Nase und das Schwert Mornhavons zerbröckelten, der Stein von Moos und Flechten verdunkelt war und Schlingpflanzen Mornhavons Beine emporkrochen.

Mornhavon mochte besiegt worden sein, aber das bedeutete nicht, dass er nicht mutig gegen die Übermacht seiner Feinde gekämpft hatte. Niemand wusste, warum Arcosien ihn im Stich gelassen hatte, und vielleicht würde das auch nie jemand erfahren, doch das Zweite Reich lebte, um die Ideale Mornhavons und des Reiches wieder zum Leben zu erwecken, um den Eroberungszug fortzusetzen und zum Erfolg zu führen.

Wir werden alles in Ordnung bringen, versprach Großmutter der Statue, dafür werde ich sorgen.

Sie waren bereits geübt im Aufschlagen des Lagers, obwohl sie nun auch Regins Pflichten übernehmen mussten. Deglin versuchte, mit dem feuchten Holz, das er in unmittelbarer Nähe gesammelt hatte, ein Feuer zu entfachen. Er trug trockenen Zunder bei sich, den er sehr sparsam verwendete. Mit entschlossener Miene schlug er Stahl und Feuerstein zusammen, denn er wusste, dass Großmutter ihm nach dem, was beim letzten Mal passiert war, nur ungern helfen würde. Sie zweifelte nicht daran, dass seine Bemühungen erfolgreich sein wür-

den, und freute sich auf das warme Feuer, das das klamme Frösteln aus ihren Knochen vertreiben würde.

Griz und Cole schlugen ihr Zelt auf. Das geölte Segeltuch wurde nie richtig trocken; es roch nach Moder und Schimmel. Wehmütig dachte sie an ihr kleines, behagliches Haus mit seinem Küchengarten, jetzt wahrscheinlich schneebedeckt, das sie in Sacor-Stadt zurückgelassen hatte, als der König anfang, die Anhänger des Zweiten Reiches zu verfolgen. Aber sie durfte der Vergangenheit nicht nachhängen. Es gab so viel Zukünftiges, auf das sie sich freuen konnte.

Min und Sarat hantierten mit den Töpfen und Pfannen und diskutierten, was es zum Abendessen geben sollte. Entweder ein dünnes Ragout oder Brei. Auch sie mussten mit ihren Vorräten sparsam umgehen, denn ein Großteil der Vegetation im Wald war giftig, und es war zu gefährlich, die hier lebenden Wesen zu jagen.

Während diese tröstlichen alltäglichen Arbeiten zu Füßen der Statue erledigt wurden, konzentrierte sich Großmutter auf ihre eigene Pflicht: das Errichten der Schutzschilde rings um das Lager. Sie nahm kleine Garnknäuel aus ihrem Korb: rote, indigofarbene, himmelblaue und braune.

Sie legte sie in einem weiten Kreis um das Lager auf den Boden und murmelte dabei jedes Mal ein befehlendes Wort. Als alle Knäuel verteilt waren, rief sie: »Beschützt!« Der Wald ringsum waberte, als sähe sie ihn durch das Wasser eines Teichs, in den sie einen Stein geworfen hatte, doch dann beruhigte er sich und sah wieder aus wie gewöhnlich. Auch wenn ringsum die Augen der wilden Kreaturen gelb und grün durch die Nacht funkelten – nichts konnte die unsichtbare Barriere überschreiten, die Großmutter geschaffen hatte. Zumindest bisher noch nicht.

Tief erschöpft wankte Großmutter zu der Statue hinüber, lehnte sich an den Sockel und beobachtete ihr Gefolge bei der

Arbeit, doch eigentlich registrierte sie nichts und hörte nicht einmal das Geplauder. Lala setzte sich zu ihr und kuschelte sich an sie. Großmutter legte ihren Arm um das Kind. »Keine leichte Reise für kleine Mädchen und alte Frauen, nicht wahr?«, murmelte sie.

Lala antwortete nicht, denn sie sprach niemals. Großmutter streichelte ihr feuchtes Haar. »Die Mühe wird sich lohnen«, versprach sie. »Die ganze Reise, sogar Regins Tod. Er starb für ein gerechtes Ziel. Wir werden die Schläfer wecken, wie Gott es uns befohlen hat, und sie werden die Waffe sein, durch die das Zweite Reich sich erheben wird. Wir werden uns wieder nehmen, was uns gehört: unser Erbe.«

Ja, die Zeit war gekommen. Oberst Birch war dabei, ihre Leute auf der anderen Seite des Walls zu organisieren und ihre Armee aufzubauen, und sie würde sich einer Waffe bemächtigen, die die Eleter zerbrechen und alle Feinde des Zweiten Reiches in Entsetzen stürzen würde.

Der unablässige Nieselregen, die feuchte Kälte, die Opferung ihrer Leute, all dies war ein geringer Preis für den Sturz der Eleter und Sacoridiens.

DIE ANKUNFT ZU HAUSE



Das Haus stemmte sich gegen die Kraft des Orkans, die Balken stöhnten, und die Fenster rasselten. Der Wind riss einige Schindeln vom Dach, sie wirbelten davon und verschwanden in den gleißenden, wirbelnden Böen des Schneesturms. In diesem Jahr gab der Winter die Welt nur zögernd aus seinem eisigen Griff frei.

Das Haus lag an der Küste, aber zum Glück war es solide gebaut worden, von jemandem, der das Meer und all seine Tücken und gefährlichen Launen gut kannte. Stevic G'ladheon, der bedeutendste Kaufmann von Sacoridien, besaß zudem ein beträchtliches Vermögen, sodass er das Haus aus allerbesten Materialien und von allerbesten Handwerkern – hauptsächlich Schiffszimmerleuten – hatte errichten lassen können.

Ein kalter Luftzug drang in das Zimmer, in dem er saß und las. Er zitterte und drehte die Flamme seiner Öllampe höher, dankbar für die hellere Beleuchtung und die größere Wärme, die sie nun ausstrahlte. Ein mächtiges Feuer loderte im Kamin; er trug mehrere Schichten Wollkleidung und einen Schal, aber er konnte dennoch nicht richtig warm werden.

Er hatte den aufkommenden Sturm schon den ganzen Tag über geahnt und beobachtet, wie sich der Himmel mit schweren Wolken füllte, die ab und zu ein kurzes Schneegestöber ausspuckten. In der Luft hatte sich der feuchte Geruch des Meeres mit dem Biss der Kälte vermischt, und er hatte gewusst, dass ihnen ein ernst zu nehmender Sturm bevorstand.

Genauso war es gekommen, und nun tobte der Sturm die Küste herauf, kreischend wie eine Todesfee. Wenn er die Vorhänge vom Fenster zurückzog und durch das Mattglas hinausspähte, sah er lediglich eine weiße Mauer.

Er überlegte, ob er sein eisiges Büro verlassen und in die Küche gehen sollte, dem wärmsten Raum des Hauses, aber dort waren seine Schwestern und die Hausgehilfinnen. So viel weibliche Energie in einem einzigen Raum würde er wahrscheinlich nicht verkraften.

Er vergrub sich tiefer in seinen Armsessel und betrachtete erbittert die *Regeln des Geschäftslebens* von Brandt. Die Lektüre war unglaublich trocken, und Brandt war ein derart von sich selbst eingenommener Egoist, dass Stevic versucht gewesen war, das Buch einfach ins Feuer zu werfen. Aber Bücher waren kostbar, und er hätte ebenso wenig ein Buch verbrannt, wie sein eigenes Haus. Er hätte es auch einfach weglegen können, aber er war viel zu stur, um jetzt aufzugeben. Er würde das ganze Werk durchlesen, selbst wenn es ihn umbrachte.

Er spähte in die goldenen Flammen im Kamin und dachte an die Wolkeninseln. Er hätte mit den diesjährigen Winterhandelsschiffen dorthin segeln können, doch stattdessen hatte er Sevano geschickt. Sein alter Frachtmeister hatte sich eine Reise in die Tropen verdient.

Stevic seufzte und dachte an den herrlichen Sonnenschein, der auf dem tiefblauen Wasser glitzerte, an die feinen Sandstrände, an denen die sanften Wellen leckten, und an die köstlichen, süßen Früchte, die immer reif waren. Er vermisste seinen guten Freund Olni-olo, der ihn dort immer wie ein Familienmitglied willkommen hieß und in sein Haus einlud – eigentlich eine Hütte auf Stelzen in einer ruhigen Bucht. Er hatte fünf Frauen und Dutzende von Kindern. Stevic erinnerte sich an all die Kinder, die immer über den Sand auf ihn zu-

stürmten, weil sie wussten, dass er ihnen Süßigkeiten mitbrachte, und dann folgten Umarmungen und Gelächter unter der tropischen Sonne.

Aaahhh, der Sonnenschein ...

Jemand hämmerte gegen die Vordertür und riss Stevic aus seinen Träumereien über milde Inseltage. *Welcher Narr ist bei diesem Sturm draußen?*, wunderte er sich, als er von seinem Sessel aufstand und sein Büro verließ, um in der Eingangshalle nachzusehen. Sein Butler, der stets effiziente Artos, fegte an ihm vorbei und riss die Tür auf.

Schnee peitschte in einem bitterkalten Windstoß herein. Aus dem Sturm schälte sich eine weiße Gestalt wie ein mythischer Frostgeist und schritt über die Schwelle. Stevic half Artos, die schwere Tür wieder gegen den Wind zuzustemmen.

Puh, dachte er, als sie es geschafft hatten. Er wandte sich dem Besucher zu, der ein Paar Satteltaschen auf den Boden gestellt hatte und anfang, sich den Schnee abzuklopfen. Es war eine gewaltige Menge Schnee, aber bald erkannte Stevic darunter die grüne Farbe der Reiter.

»*Karigan?*«

Die Gestalt wandte sich zu ihm und warf ihre Kapuze zurück. »Vater!« Sie rannte auf ihn zu und hielt nur an, um aus ihrem schneetriefenden Überzieher zu schlüpfen und ihn Artos zu geben. Obwohl Stevic sie in den Armen hielt, konnte er kaum glauben, dass sie da war.

»Was machst du...«, begann er, aber in diesem Moment strömten seine vier Schwestern in die Halle, die Stimmen überschwänglich vor Überraschung, Freude und Besorgnis. Sie überschütteten Karigan mit Fragen, ohne ihr die geringste Chance zum Antworten zu geben. Genauso schnell wie sie sich in Stevics Arme geworfen hatte, ließ sie ihn wieder los, umarmte ihre Tanten und küsste ihnen die Wangen.

»Artos!«, fuhr Stace den Butler an. »Um Himmels willen,

Mann, stehen Sie nicht da wie ein Ölgötze. Gehen Sie zu Elaine und sagen Sie ihr, sie soll für Karigan ein Bad vorbereiten. Sie ist ja ein Eiszapfen!«

Artos gehorchte auf der Stelle.

»Mädchen, was in aller Welt hast du draußen in diesem Sturm gemacht?«, fragte Gretta vorwurfsvoll.

»Ich dachte, ich könnte ihn überholen.« Karigans Antwort wurde von all ihren Tanten mit missbilligendem Zungenschnalzen quittiert.

»Du bist genauso verrückt wie dein Vater«, sagte Tory.

»Einen Moment mal ...«, begann Stevic.

»Ich sage der Köchin, sie soll eine Gans vorbereiten«, verkündete Brini und eilte geschäftig in Richtung Küche.

Stevic sah hilflos zu, wie Stace, Gretta und Tory sich Karigans bemächtigten und sie zur Treppe schoben.

»Du brauchst trockene Kleidung, Mädchen«, sagte Gretta.

»Und Hausschuhe«, fügte Tory hinzu.

Stevic kratzte sich hilflos am Kopf, als seine Tochter und seine Schwestern die Treppe hinauf verschwanden. »Bei Breyans Gold«, murmelte er.

Er stand einige Augenblicke lang allein in der Halle, immer noch von der unerwarteten Ankunft seiner Tochter überwältigt. Nur die Pfützen des geschmolzenen Schnees und die Satteltaschen bezeugten, dass Karigan tatsächlich durch die Tür getreten war. Er erwog, sich zu zwicken, um sich davon zu überzeugen, dass es kein Traum gewesen war. Sie hatte sich in seinen Armen wirklich genug angefühlt... Normalerweise kündigte sie sich an, wenn sie einen Besuch plante. Entweder war ihre Nachricht aus irgendeinem Grund nicht angekommen, oder sie hatte hier einen Auftrag zu erfüllen.

Es fiel ihm schwer, sich vorzustellen, was seine Tochter so weit weg von zu Hause in Sacor-Stadt eigentlich machte, denn sie schrieb kaum, und wenn, dann waren es oft nur ein paar

Worte, mit denen sie ihm versicherte, dass es ihr gut ging und der König sie auf Trab hielt.

Er zweifelte nicht daran, dass ihre Pflichten anstrengend waren, aber vage, beschwichtigende Worte, dass alles in Ordnung sei, erregten lediglich sein Misstrauen.

Er beschloss, sich nützlich zu machen, und nahm Karigans Satteltaschen. Er trug sie nach oben und ließ sie vor ihrer Schlafkammer stehen. Durch die Tür drangen die Stimmen seiner Schwestern, die Karigan liebevoll ausschalten. Stevic lächelte. Seine Schwestern waren eine echte Naturgewalt, und es war kein Wunder, dass Karigan in ihrer Obhut zu einer so temperamentvollen und eigenwilligen jungen Frau herangewachsen war.

Stevic kehrte nach unten in sein Büro zurück. Er würde dort die Zeit totschiagen, bis Karigan ihn aufsuchte, wie sie es immer tat, sobald sie ihren Tanten entfliehen konnte.

Stevic versuchte, sich in die *Regeln des Geschäftslebens* zu vertiefen, während er auf Karigan wartete, aber er legte das Buch immer wieder beiseite, um auf und ab zu gehen, während draußen der Wind heulte. Er konnte es kaum erwarten, sie zu sehen und zu erfahren, was sie nun eigentlich nach Hause geführt hatte.

Wie so oft rätselte er darüber, warum sie eine Grüne Reiterin hatte werden müssen, obwohl hier, zu Hause bei ihrem Klan, ein relativ sicheres und einträgliches Leben als Kauffrau auf sie gewartet hätte. Sie hatte ihm ihre Berufung erklärt, den magischen Zwang, der sie zur Grünen Reiterin gemacht hatte, aber das Wissen, dass seine Tochter in irgendeiner magischen Verzauberung gefangen war, die sie zwang, dem König zu dienen, entsetzte Stevic nur noch mehr. Nun ja, vielleicht war *Zwang* der falsche Begriff, aber jedenfalls konnte man Magie niemals trauen. Er hatte geglaubt, dass die letzten Spuren der

Magie schon vor langer Zeit verschwunden wären – aber nein: Es war noch genug Magie übriggeblieben, um ihm seine Tochter wegzunehmen.

Er fand es schrecklich, sich um sie Sorgen zu machen und sich vorzustellen, dass sie vielleicht Straßenräubern zum Opfer fiel, vom Pferd stürzte oder aus reiner Dummheit in einem Schneesturm erfror. Er knirschte mit den Zähnen und unterbrach sein nervöses Hin- und Hergehen, um das Porträt seiner Frau hinter seinem Schreibtisch zu betrachten. Kariny war schon seit so vielen Jahren nicht mehr bei ihm. Das Licht in seinem Büro war schwach, aber dennoch blickte sie leuchtend und atemberaubend von der Leinwand herab, fast, als würde sie gleich aus dem vergoldeten Rahmen treten und wieder bei ihm sein, lebendig und lachend, und ihn dafür tadeln, dass er sich so viele Sorgen machte.

Einem uneingeweihten Betrachter wäre ihr Gesichtsausdruck genau so ernst erschienen, wie es bei Porträts üblich war, aber er sah das versteckte Lächeln, den Funken Humor in den blauen Augen. Augen, die der Maler so gut getroffen hatte. Sie hatte sich amüsiert gezeigt, als er das Porträt in Auftrag gegeben hatte, und während der Sitzungen hatte sie ihn geneckt, es sei ein übertriebener Luxus, einen so renommierten Künstler zu engagieren, um eine so »unwürdige« Ehefrau wie sie zu malen.

Niemals unwürdig, dachte er.

Sie starb innerhalb eines Jahres nach der Vollendung des Porträts, und Stevic war dankbar, dass er es in Auftrag gegeben hatte. Sonst hätte er gefürchtet, allmählich die Einzelheiten ihrer Züge zu vergessen. Doch nun konnte er jederzeit das Gemälde ansehen, das Kariny auf eine sehr begrenzte Weise für ihn wieder zum Leben erweckte: die lebendige, pulsierende Frau, ihre Berührung, ihre Eigenheiten, ihr melodisches Gelächter, das Gefühl, wie ihre Haare durch seine Finger flossen.

Und außerdem gab es seine Tochter, die ihrer Mutter so ähnlich sah. Karigan war jetzt ungefähr im selben Alter, in dem ihre Mutter gewesen war, als das Porträt gemalt wurde. So jung.

Stevic würde Kariny niemals alt werden sehen. Er wusste, dass sie mit Anmut alt geworden wäre, ihre Schönheit wäre nicht verflogen, sondern hätte sich im Lauf der Jahre nur vervollkommen. Stattdessen war die Zeit für sie stehen geblieben und hatte sie für immer in ihrer jugendlichen Erscheinung eingefangen.

Er schüttelte den Kopf. In gewisser Weise war die Zeit für ihn ebenfalls stehen geblieben. Sie war in dem Moment stehen geblieben, als Kariny zusammen mit ihrem ungeborenen Kind am Fieber starb. Er hatte damals beschlossen, dass ihr erstes Kind das lange, fruchtbare Leben führen würde, das Kariny verweigert worden war. Aber jetzt war Karigan erwachsen geworden, und es war ihm unmöglich, sie zu beschützen. Die Tatsache, dass sie im Dienst des Königs einen gefährlichen Beruf ausübte, war dabei absolut keine Hilfe.

Stevic riss seine Augen vom Porträt seiner Frau los, und seine Rastlosigkeit führte ihn hinaus in die Eingangshalle. Es duftete schon nach gebratener Gans. Sein Magen knurrte, und er beschloss, sich in die Küche zu wagen. Dort entdeckte er nicht nur seine Schwestern, sondern auch Karigan, die bei Törtchen und Tee saß und plauderte. Die Köchin stand am Feuer und drehte eine Gans am Spieß. Als er eintrat, wandten sich alle wie ein einziges Wesen ihm zu.

Warum war Karigan nicht zuerst zu ihm gekommen? Er merkte, dass er deshalb ein wenig verletzt war.

»Höchste Zeit, dass du dich zu uns gesellst, Stevic«, sagte Stace.

»Ich habe auf Karigan gewartet.«

»Was? Du hast tatsächlich von uns erwartet, dass wir sie

mit nassen Haaren in diesen eisigen Schuppen gehen lassen, den du Büro nennst? Sie hätte sich eine Lungenentzündung geholt. Sie lässt ihre Haare hier trocknen, wo es warm ist.«

Stevic sah Karigan an, die nun Zivilkleidung und einen Wollschal trug und stellte fest, dass ihre Haare tatsächlich noch feucht waren. Er seufzte erleichtert. Er hatte die kurze, nagende Befürchtung gehabt, dass sie ihm aus irgendeinem Grund aus dem Weg ging, aber das war absurd. Welchen Grund hätte sie dazu gehabt? Dennoch fragte er sich, warum ihn nicht zumindest jemand informiert hatte, dass sie mit ihrem Bad fertig war.

»Ich wusste nicht, ob ich auch eingeladen war.«

»Du lieber Himmel«, sagte Brini. »Als ob das nicht dein eigenes Haus wäre.«

»Manchmal bin ich mir dessen nicht so sicher.«

Brini stieß einen ungeduldigen Laut aus und brachte ihm eine Teetasse, aber sie schenkte ihm nicht ein. Er lächelte halb und zog sich einen Stuhl an den Tisch. Alle seine Schwestern waren älter als er, Stace war die älteste, und alle waren ledig und hatten offenbar wenig Lust, sich zu verheiraten. Warum sollten sie auch, da sie bei ihm ein relativ luxuriöses Leben führen konnten?

Nachdem sie nach Corsica gekommen waren, um unter seinem Dach zu leben, hatten sie ihre etwas rückständigen Inselgewohnheiten mit der Zeit abgelegt, aber ihr Pragmatismus war geblieben, und auch ihre unverblümte Art, mit ihrem kleinen Bruder umzugehen. Genau wie in ihrer Kindheit stand es oft vier gegen einen, wenn irgendein Streit ausbrach. Zumindest setzten sie sich jetzt nicht mehr alle auf ihn drauf, um ihn zu zwingen, sich ihren Wünschen zu beugen.

Obwohl er sich von Zeit zu Zeit gegängelt fühlte, war Stevic dankbar, dass sie ihm zu Hilfe gekommen waren, als Kariny starb. Karigan war noch so klein gewesen, und er hatte sich

völlig verloren gefühlt. Sie hatten sich mit mütterlicher Fürsorge um Karigan gekümmert und ihn auch entlastet, wenn seine Trauer zu groß wurde, dass er sich um seine Geschäfte kümmern konnte. Sie hatten Karigan aufgezogen, während er Geschäftsreisen unternahm. Während er lange unterwegs war, um seinem Schmerz zu entfliehen.

Ja, er verdankte seinen Schwestern viel. Er griff zur Teekanne und füllte seine Tasse.

»Karigan ist zu mager«, bemerkte Gretta. »Ich halte nicht viel von dieser Frau Reiterhauptmann, wenn sie ihre Mannschaft nicht anständig ernähren kann. Nun sieh mich bloß nicht so an, junge Dame!«

Stevic betrachtete seine Tochter und fand nicht, dass sie so verhungert aussah, wie Gretta behauptete. Karigans Haar hing lang und lose herunter und hatte inzwischen eine komische Tolle bekommen, aber im Grunde genommen sah sie unverändert aus. Unverändert, aber jetzt, da er darüber nachdachte, wirkte sie doch irgendwie anders. Irgendetwas war mit ihren Augen geschehen. Er konnte es nicht genau definieren und runzelte die Stirn.

»Also, was führt dich nach Hause?«, fragte Stevic. »Wenn wir gewusst hätten, dass du kommst, hätten wir dein Zimmer hergerichtet.«

»Es tut mir leid«, antwortete Karigan. »Eigentlich bin ich mit Botschaften unterwegs.«

Also hat sie doch eine Aufgabe zu erfüllen, dachte Stevic enttäuscht.

Karigan lächelte. »Allerdings werde ich wegen dieses Wetters einige Tage lang nicht weiterreiten können.«

Wie um ihre Worte zu bestätigen, erzitterte das ganze Haus unter einem erneuten Windstoß. Stevic schickte ein rasches Gebet gen Himmel, dass der Sturm nicht allzu schnell vorbeiziehen möge, damit Karigan noch einen oder zwei Tage länger

zu Hause festgehalten wurde. Nicht, dass er an die Götter glaubte, aber es konnte ja trotzdem nicht schaden, sie zu bitten, oder? Er hatte sie so vermisst!

»Ist es dir gut ergangen?«, fragte er.

»Na klar«, meinte sie und griff hinter sich nach der Botentasche, die über ihrem Stuhlrücken hing.

»Wie steht es?«, bohrte er weiter. »Sie nehmen dich nicht zu hart heran, oder?«

»Waffentraining ist kein Honigschlecken«, antwortete sie mit einer Grimasse, »aber ansonsten ist im Winter nicht viel los. Ich habe beim Training der neuen Reiter geholfen.«

Der Stuhl knarrte, als sich Stevic zurücklehnte und die Arme verschränkte. Die Antwort befriedigte ihn nicht, er wollte mehr Einzelheiten erfahren. Was mochte sie ihm alles verheimlichen?

Sie hatte ein Talent, in Schwierigkeiten zu geraten. Er hatte von dem Schwertkampf gehört, in den sie mit irgendeinem Banditen im Kriegsmuseum von Sacor-Stadt verwickelt worden war. Die Geschichte hatte sich in der ganzen Kaufmannsgilde verbreitet, und er hatte natürlich von Bernardo Coyle, seinem Kollegen aus Rhovan, einen detaillierten Brief darüber erhalten. Aufgrund dieses Zwischenfalls hatte Coyle erklärt, Karigan sei wohl doch nicht die richtige Partie für seinen Sohn. Stevic hatte den Brief zerknüllt und ins Feuer geworfen und dabei gedacht, dass Karigan sowieso einen besseren Ehemann verdient hatte, als irgendeinen Dummkopf aus Rhovan.

Im Gegensatz zu dem, was er von seinen Kollegen über das Ereignis im Museum gehört hatte, fand er Karigans eigene Darstellung eher dürftig. Sie hatte lediglich gesagt, dass das Treffen mit Bernardos Sohn nicht gut verlaufen war. Mit keinem Wort hatte sie einen Banditen oder einen Schwertkampf erwähnt.

»Du machst ein finsternes Gesicht«, sagte Brini zu ihm. »Gib acht, dass es sich nicht festfrisst.

»Ich mache kein finsternes Gesicht.«

»Von wegen.«

Inzwischen hatte Karigan die Botentasche geöffnet und einen Brief hervorgeholt, der mit der vertrauten Goldprägung des geflügelten Pferdes versiegelt war. Sie reichte ihn ihm über den Tisch hinweg. Er nahm an, es wäre Hauptmann Mebstones übliche Bitte um Vorräte. Vor fast drei Jahren hatte Stevic sich verpflichtet, den Nachschub der Reiter zu gewährleisten, wenn Hauptmann Mebstone ihm bei der Suche nach Karigan half, die damals aus der Schule verschwunden war. Sie hatte es fertiggebracht, in die Angelegenheiten der Reiter verwickelt zu werden, und eine Rolle bei der Vereitelung des Coups gegen König Zacharias gespielt. Als Karigan im Anschluss an alle diese Abenteuer lebendig wiederaufgetaucht war, hatte Hauptmann Mebstone dafür gesorgt, dass Stevic sein Versprechen hielt.

Er erbrach das Siegel und erkannte Hauptmann Mebstones akkurate, klare Handschrift. *Geehrter Klanchef G'ladheon*, begann sie. Stevic wünschte, sie würde inzwischen weniger formell mit ihm verkehren, aber wahrscheinlich war Vertraulichkeit in offizieller Korrespondenz nicht angebracht.

Wie er es sich gedacht hatte, war der Brief ein Gesuch um zusätzliche Vorräte, aber als er die Mengen sah, um die sie ihn bat, schluckte er schwer. *Im Lauf des vergangenen Jahres, schrieb sie, hat die Anzahl unserer Reiter beträchtlich zugenommen, wie Karigan Ihnen bestätigen wird. Wir sind Ihnen und Ihrer Großzügigkeit während der letzten Jahre sehr zu Dank verpflichtet, und falls Sie sich außerstande sehen, diesen plötzlichen Anstieg unserer Erfordernisse zu erfüllen, hätten der König und ich Verständnis dafür. Deshalb schlägt der König vor, Sie zu entschädigen, entweder bei der jährlichen*

Steuererhebung in Form einer Steuererleichterung oder aber in Form einer direkten Bezahlung.

Dann sprach sie ihn zu seiner Freude doch noch persönlich an, und er stellte sich vor, wie sie sich zu ihm beugte und ihre Stimme senkte, um ihn ins Vertrauen zu ziehen. Leider war seine Freude von kurzer Dauer, als er weiterlas. *Stevic, der König bereitet sich auf zukünftige Konflikte vor. Gegnerische Mächte sind auf dem Vormarsch – uralte Feinde des Reiches. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, aber ich möchte Ihnen verdeutlichen, wie dringend diese Vorräte benötigt werden. Wir hoffen, dass sie baldmöglichst, sobald das Wetter und Ihre Termine es erlauben, bei uns eintreffen werden.*

Stevic rieb sich am Kinn und las die letzte Zeile des Briefes, während die Köchin auf der Anrichte lautstark Pastinaken klein hackte: *Was auch immer auf uns zukommen mag, werden meine Reiter mit Sicherheit eine wichtige Rolle zu spielen haben. Ob sie allerdings in der Lage sein werden, dem Feind die Stirn zu bieten, hängt davon ab, ob Sie ihnen die benötigten Vorräte schicken.*

Er sah Karigan an, die gerade über etwas lachte, das Gretta gesagt hatte.

Hauptmann Mebstones Reiter – *seine Tochter* – würden bei diesem Konflikt, bei dieser Bedrohung eine wichtige Rolle spielen; sie würden den Feinden gegenüberstehen, auf die der König sich vorbereitete.

Trotz der Wärme der Küche wurden seine Eingeweide so kalt wie der Sturm, der draußen wütete.

BOTSCHAFTEN



Karigan beobachtete ihren Vater, der Hauptmann Mebstones Brief zusammenfaltete und den Falz mit seinen Fingern immer und immer wieder glättete. Sein Gesichtsausdruck war ernst. Sie hatte den Eindruck, dass er mehr Falten auf der Stirn und um die Mundwinkel hatte, und dass seine Schläfen grauer waren, als sie es in Erinnerung hatte.

Sie wusste nicht, was der Hauptmann in dem Brief geschrieben hatte, abgesehen von der Bitte um Proviant. Offensichtlich war es etwas, das ihn sehr aufwühlte, und sie rätselte darüber, was es wohl gewesen war, aber das Protokoll verlangte, dass sie nicht danach fragte, nicht einmal ihren eigenen Vater. Es war allein die Entscheidung des Empfängers, ob er mit dem Boten über den Inhalt sprach oder nicht.

Es war eine ganze Weile her, seit Karigan zuletzt einen Besuch zu Hause gemachte hatte. Abgesehen davon, dass ihr Vater etwas älter aussah, schien alles unverändert zu sein, einschließlich ihrer Tanten. Nun, auch Tante Tory hatte vielleicht etwas mehr Grau im Haar, aber in der Küche war alles an seinem Platz, die Töpfe und Pfannen hingen dort, wo sie immer gehangen hatten, ihre Hände lagen auf demselben alten Bauertisch aus bernsteinfarbenem Holz, und die Köchin stand an der Anrichte. Auch in ihrer Schlafkammer war nichts angerührt worden, ihre alten Kleider, die schon seit einigen Jahren aus der Mode gekommen waren, hingen immer noch

im Schrank. Höchstens schien das Haus ein wenig kleiner geworden zu sein, als sei es ein bisschen zusammengeschrumpft. Oder sie war gewachsen.

Vielleicht bin ich einfach an die Burg gewöhnt, dachte sie. Das Haus ihres Vaters war zwar groß, aber das Schloss war noch viel größer.

Es war tröstlich, sich in den vertrauten Räumlichkeiten des Hauses aufzuhalten, in dem sie aufgewachsen war, unter Menschen, die sie kannte und liebte – eine ganz andere Welt als das rastlose Leben in Sacor-Stadt und in der Burg, wo sie von so vielen Fremden umgeben war.

Gleichzeitig fühlte sie sich unbehaglich, zu Hause zu sein, obwohl sie hier einen Auftrag erledigen musste, denn es gab andere Angelegenheiten, über die sie mit ihrem Vater sprechen musste. Persönliche Dinge. Er hatte Heimlichkeiten vor ihr gehabt, und zwar keine erfreulichen.

Sie drehte ihre Teetasse in den Händen und betrachtete die kleinen Fetzen der Teeblätter, die in den Tiefen der Tasse herumwirbelten. Neben ihr plauderten ihre Tanten weiter, aber sie hörte nur halb zu. Es war ihr gelungen, die Reise nach Hause monatelang hinauszuschieben, dank der Winterstürme, die sie alle in der Burg eingesperrt hatten, aber plötzlich hatte Hauptmann Mebstone die Überbringung einer dringenden Botschaft befohlen und außerdem gesagt, es sei höchste Zeit, dass Karigans Vater auch die anderen Botschaften erhielt. Und welcher Bote eignete sich dazu besser als seine eigene Tochter?

Ihr Vater räusperte sich, und Karigan sah auf. »Du hast von *Botschaften* gesprochen«, sagte er. »Heißt das, du hast mehr als eine?«

»Oh!«, antwortete sie und schnitt eine Grimasse. Sie entnahm ihrer Tasche den kleineren der beiden Briefe, die noch übrig waren, und reichte ihn ihm. »Das ist von Lord Coutre.«

»Lord Coutre?«, wiederholte er und hob überrascht die

Augenbrauen. Augenblicklich unterbrachen ihre Tanten ihr Geplauder. Er nahm den Brief und erbrach das Siegel. Er las schnell und rief: »Der Orden des Kormorans? Dir sind Ländereien in der Provinz Coutre übereignet worden?« Er las weiter, und dann starrte er sie an, die Augen weit aufgerissen und voller Fragen.

Tante Stace riss ihm den Brief aus den Händen und las ihn. Als sie damit fertig war, sah sie aus wie das Spiegelbild ihres Bruders. Als Nächste schnappte sich Tante Brini den Brief und die anderen, inklusive der Köchin, umringten sie, um ihn über ihre Schulter hinweg ebenfalls zu lesen.

»Du hast Lady Estora vor Entführern gerettet?«, fragte Stevic mit schwacher Stimme.

»Ich, ähm, habe dabei geholfen«, antwortete Karigan, deren Wangen sich röteten. Der andere Grund, warum sie nicht hatte nach Hause kommen wollen, war die Schwierigkeit, den anderen von ihren Erlebnissen zu erzählen, ohne dass sie in Ohnmacht fielen. Die bloße Erinnerung an die Gefahren, denen sie getrotzt hatte, reichte aus, um sogar sie selbst zum Zittern zu bringen.

Nachdem ihr Vater und ihre Tanten sich erholt hatten, verlangten sie von ihr, sämtliche Einzelheiten zu hören. Karigan formulierte ihre Antworten vage: »Ich war auf einem Botenritt nach Mirwellton unterwegs ... und da kam ich eben zufällig dazu ... Nein, Lady Estora ist nichts passiert.« Sie betonte die Rollen, die die anderen bei der Rettungsaktion gespielt hatten, und klammerte sich selbst weitgehend aus der Geschichte aus.

Sie erzählte ihnen, wie die verräterische Gruppe des Zweiten Reiches die Entführung als Ablenkungsmanöver benutzt hatte, damit der König und seine Waffen die Burg nicht so scharf bewachten wie sonst, sodass sie sie infiltrieren und dort »Informationen« sammeln konnten. Das Buch von Thean-

duris Silberholz erwähnte sie nicht, und es gelang ihr sogar, die Erwähnung jeglicher übernatürlicher oder magischer Elemente zu vermeiden, denn sie kannte die ablehnende Einstellung ihres Vaters solchen Dingen gegenüber.

Ebenso wenig sprach sie über ihre Abenteuer in den königlichen Grabkammern unter der Burg. Alles, was mit diesen Gräbern zusammenhing, war zwar nicht direkt ein Geheimnis, aber es war auch nicht gerade etwas, worüber man leichthin plauderte.

Ihre Erklärungen schienen alle zufriedenzustellen: ein hinterlistiges Komplott, eine Entführung, eine Infiltration der Burg – all das war verhindert worden, und Karigan hatte dabei geholfen! Sie fürchtete jedoch, dass ihre dritte Botschaft weitere Fragen provozieren würde, und zog sie mit einem Seufzer aus ihrer Tasche. Der Brief trug das königliche Siegel des Feuerbrands und des Sichelmondes. Ihr Vater starrte ungläubig darauf.

»Mehr? Das Siegel des Königs?«

Karigan nickte und wartete angespannt, während er las.

Als er fertig war, sah er sie mit ratlosem Gesicht an und reichte den Brief wortlos an Tante Stace weiter. Karigans Tanten und die Köchin schnappten nach Luft, als sie ihn lasen, und betrachteten Karigan, als sähen sie sie jetzt mit ganz anderen Augen.

Dann lachte ihr Vater. Es war ein freudiges Gelächter, das die ganze Küche mit Wärme erfüllte. Eine solche Reaktion hatte Karigan eher nicht erwartet.

»Ich finde das nicht komisch«, sagte Tante Tory mit einem Schnaufen. »Es ist eine große Ehre für Karigan und unseren Klan.«

Stevic G'ladheon lachte immer noch, er wischte sich sogar Lachtränen aus den Augen, und Karigan konnte nur ungläubig den Kopf schütteln.

»Eine große Ehre, ja«, sagte er. »Ich bin immer sehr stolz auf meine Tochter gewesen, egal Welch seltsame Wege sie im Leben eingeschlagen hat. Aber nicht einmal in meinen kühnsten Träumen hätte ich mir je vorgestellt, dass ein G'ladheon zum Ritter geschlagen würde. Und nicht nur das, sondern es ist auch noch eine Ehre, mit der seit Jahrhunderten *niemand* mehr ausgezeichnet wurde.« Karigans Vater hielt nicht allzu viel vom Adel, und sie hatte die Ironie dieser Ehrung bereits in dem Augenblick erkannt, als sie damit ausgezeichnet worden war. Nicht, dass der Ritterschlag sie tatsächlich in den Adelsstand erhob, aber immerhin ...

»Meine Tochter, Reiterin Sir Karigan G'ladheon!«, grinste er. Dann wurde er wieder ernst und sagte: »Karigan, ich verstehe die Belohnung aus Coutre, aber dies hier geht darüber hinaus. Was verschweigst du uns? Hast du etwa wieder das ganze Königreich gerettet?«

Karigan wand sich auf ihrem Stuhl. »Na ja, Lady Estora ist nun mal die Verlobte des Königs ...« Als sie erkannte, dass ihn das nicht zufriedenstellen würde, fügte sie hinzu: »Ich habe auch geholfen, diese Kämpfer vom Zweiten Reich in der Burg zurückzuschlagen. Der König war sehr erfreut.«

Ihr Vater lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Der Wind jagte den Kamin hinunter, verstreute Asche und ließ das Feuer auf-flackern. Der Saft der bratenden Gans zischte.

»Und das ist alles? Du willst uns nicht erzählen, wie das genau vonstatten ging? Ist es ein Geheimnis?«

Fast hätte sie gesagt: *Na ja, nachdem ich geholfen hatte, Lady Estora zu retten, kam das Pferd des Todesgottes zu mir und führte mich durch die »weiße Welt«, wo wir uns über Zeit und Raum hinwegsetzten, um die Burg zu erreichen. Dort wurde ich zu einer Ehrenwaffe gemacht und durfte Schwarz tragen, damit ich die Grabkammern betreten durfte, ohne dafür extra ein Grabhüter werden zu müssen und den Rest mei-*

nes Lebens damit zu verbringen, die Toten abzustauben. Ich jagte die Schläger durch die königlichen Gräber und tat so, als wäre ich ein Gespenst. Ich kämpfte mit ihnen und rettete ein magisches Buch, das uns vielleicht dabei helfen kann, die Bresche im D'Yer-Wall zu reparieren. Falls uns das gelingt, wären wir alle gerettet!

Dann habe ich ein Schläfchen auf dem zukünftigen Sarkophag unserer zukünftigen Könige gemacht, weil ich müde war und alles vollblutete – oh, habe ich erwähnt, dass mir einige Zeit davor fast die Hand abgehackt worden wäre? Aber das ist eine ganz andere Geschichte! Auf jeden Fall träumte ich, dass die Toten auferstanden. Das ist das Einzige, woran ich mich erinnere, und ist das etwa ein Wunder, in Anbetracht dessen, wo ich war? Als ich aufwachte, hielt das magische Buch so mancherlei für uns bereit.

Und das, dachte sie, war noch nicht einmal die Hälfte ihres Abenteuers. Aber statt ihre wahren Gedanken preiszugeben, fragte sie fast bettelnd: »Könnt ihr euch nicht einfach für mich freuen?«

»Das tu ich ja, das tu ich ja«, antwortete Stevic. »Ich mache mir lediglich Sorgen um dich, und du erzählst nie viel über deine Arbeit.«

»Mit dem Ritterschlag hat sie noch mehr Ländereien bekommen«, unterbrach Tante Brini, die den Brief des Königs überflog. »Sie kann sich sogar aussuchen wo, überall im ganzen Reich.«

Karigan sah das Licht in den Augen ihres Vaters aufblitzen, und das subtile Lächeln, als kalkulierte er bereits, wie er ihre Landzuteilungen zum Vorteil der Klan-Geschäfte nutzen konnte. Es grenzte an ein Wunder, dass er sich nicht die Hände rieb. Diese Ablenkung war allerdings nur von kurzer Dauer.

»Willst du uns nicht erzählen, wie es kommt, dass der König dir so viel Aufmerksamkeit geschenkt hat?«, fragte er.

Wenn ihr Vater nur gewusst hätte, was alles hinter dieser Frage steckte und wie gern sie ihren Kopf auf die Tischplatte geschlagen hätte. »Da gibt es nicht viel zu erzählen.« Sie fand sogar selbst, dass diese Lüge allzu schwach war.

»Ich glaube dir kein Wort«, sagte ihr Vater. »Du verheimlichst uns einiges.«

Karigan wand sich auf ihrem Stuhl. Warum konnte er es nicht dabei belassen? Schließlich hatte auch er seine Geheimnisse. Mit welchem Recht verlangte er also, dass sie die ihren verriet?

»So wie du, weil du es zum Beispiel nie für nötig gehalten hast, uns zu erzählen, dass du zur Mannschaft eines Piratenschiffs gehört hast?«, entfuhr es ihr.

Ein unheilschwangeres Schweigen folgte.

Oh weh!, dachte sie. Sie hatte nicht vorgehabt, dieses Thema so abrupt anzuschneiden, aber jetzt war es geschehen. Ohne Vorrede, ohne sanftes Ermuntern, und es gab kein Zurück mehr.

Die Köchin hastete zur Anrichte und zu ihren Pastinaken zurück, und die Tanten stoben auseinander und machten sich überall in der Küche zu schaffen, aber sie blieben alle in Hörweite, auch wenn sie so taten, als hörten sie nicht zu.

»Ich hatte vor, dir davon zu erzählen«, sagte ihr Vater einige Momente später.

»*Wann?*«

»Nun, ich ... bald. Ich wollte warten, bis du alt genug wärst.«

»Wie alt denn? Achtzig, zum Beispiel?«

»Nein, natürlich nicht. Ich ... wie hast du das erfahren?« Er sah seine Schwestern anklagend an, doch sie wiesen die Anschuldigung lautstark zurück und unterstrichen die Beteuerung ihrer Unschuld mit Löffeln und Messern.

Bevor sich jemand durch ein unkontrolliertes Küchenwerk-

zeug verletzen konnte, sagte Karigan: »Dir ist nicht einmal klar, wie knapp der Klan an einer Katastrophe vorbeigeschlidert ist. Fast wäre diese Information bekannt geworden. Der König weiß es.«

Darauf verstummten alle.

»Was? Woher denn?«

»Die Mirweller haben die Mannschaftsliste eines bekannten Piratenschiffes ausgegraben, der *Goldjäger*. Timas – Lord Mirwell – schickte sie dem König.«

»Aber warum? Warum sollte er das tun?«

»Ich bin nicht sicher«, sagte Karigan. »Abgesehen davon, dass Timas Mirwell mich hasst, und zwar schon seit der Schulzeit. Wahrscheinlich wollte er sich an mir rächen, indem er versuchte, Schande über den Klan zu bringen.« Er war sogar derjenige gewesen, der sie damit beauftragt hatte, dem König die Botschaft zu überbringen. Sie hatte damals natürlich keine Ahnung gehabt, was sie da in ihrer Tasche trug. Erst nach der Zeremonie, bei der sie zum Ritter geschlagen wurde, hatte sie es von einem der Ratgeber des Königs erfahren.

»Verdammt«, murmelte ihr Vater. »*Aristokraten*. Aristokraten und ihre Intrigenspiele.«

»Wir haben Glück, dass der König deine Dienste am Reich so hoch schätzt und deshalb die ganze Angelegenheit unter den Tisch fallen ließ«, sagte Karigan. »Aber wenn Mirwell oder sonst jemand beschließt, öffentlich Anklage zu erheben, könnte das sehr peinlich werden. Ich habe die Mannschaftsliste vernichtet, aber es würde auch ohne Beweis einen schlechten Eindruck machen.«

»Ich verstehe.« Er schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, dass du es auf diese Weise erfahren musstest. Ich hätte es dir sagen sollen.«

»Ich wünsche, du hättest es getan«, murmelte Karigan.

»Zumindest weißt du es jetzt«, meinte er.

»Ja, aber nicht die Einzelheiten.«

»Das war vor langer Zeit.«

»Dann dürfte es dir nicht schwerfallen, mir jetzt alles zu erzählen.«

Er hob eine Augenbraue. »Ich sehe, dass auch der Ritterstand deine hartnäckige Neugierde nicht gebändigt hat.«

»Vater.«

»Sag mal, reden sie dich bei Hofe mit *Sir* Karigan an? Sollte es nicht Madam Karigan oder so etwas Ähnliches sein? Vielleicht Madam *Sir* Karigan?«

»Vater.« Ihre Neugierde mochte hartnäckig sein, aber er brachte sie schier zur Verzweiflung. »Mir ist es *ernst*.«

»Ja, ja, natürlich. Nun gut. Es ist wohl unvermeidlich.« Er machte eine Pause, wurde nachdenklicher und faltete seine Hände locker auf der Tischplatte. »Wie gesagt, das mit der *Goldjäger* ist lange her. Ich war noch ein unwissender, grüner Junge, frisch von der Insel, als Kapitän Ifiors Männer mich aus einer Kneipe entführten und in ihren Dienst zwangen.«

»Du wurdest also zwangsrekrutiert«, murmelte Karigan etwas versöhnt, weil ihr Vater gegen seinen Willen an Bord gegangen war.

»Ich muss zugeben, ich habe mich nicht gewehrt.«

»Was? Warum nicht?«

»Ich habe es als gute Gelegenheit betrachtet.«

»Eine gute Gelegenheit? *Ein Piratenschiff?*« Offenbar war er wirklich ein sehr grüner Junge gewesen.

»Reg dich nicht gleich auf«, sagte ihr Vater. »Die *Goldjäger* war anfangs gar kein Piratenschiff, sondern ein Freibeuter mit der verbrieften Erlaubnis, Schiffe zu kapern, die die Blockade des Unteren Reiches verletzten.«

»Wie wurde sie zum Piratenschiff?«

»Das Embargo wurde aufgehoben«, antwortete er, »und

Kapitän Ifior beschloss, weiterhin Schiffe zu kapern. Es war sehr einträglich.«

»Zweifellos.« Karigans Kopf pochte, und sie rieb sich die Schläfen. Sie war von ihrer langen Reise durch den Sturm erschöpft, und es war nicht leicht, aus dem Mund des eigenen Vaters zu hören, dass er zu einer Piratenmannschaft gehört hatte. Das Einzige, was sie über Piraten wusste, war, dass sie undisziplinierte, blutrüstige Halsabschneider waren, und sie wollte nicht glauben, dass ihr Vater auch so gewesen war, egal, wie lange das alles auch zurückliegen mochte.

»Kari ...«

»Du bist also geblieben, obwohl der Kapitän sich der Piraterie schuldig gemacht hat«, sagte sie.

»Ja. Kapitän Ifior war ein gewiefter Geschäftsmann, und ich habe von ihm viel gelernt.«

»Die Räuberei, zum Beispiel? Mord?« Karigan zuckte zusammen, als die Worte aus ihrem Munde kamen. Sie hatte sich nicht so barsch ausdrücken wollen, aber sie musste es einfach wissen. Sie musste wissen, wer ihr Vater in Wirklichkeit war.

Er antwortete nicht, sondern saß ganz still da, sein Gesichtsausdruck steinern, hart und bleich. Karigan holte tief Luft, um sich gegen den Sturm zu wappnen, der nun bestimmt kommen würde, aber ihr Vater stand abrupt auf und verließ die Küche ohne ein weiteres Wort.

Sein Schweigen, dachte Karigan, war viel schrecklicher, als der schlimmste Wutanfall je hätte sein können.

Eine nach der anderen wandten ihre Tanten sich ihr zu. Die Köchin ignorierte die Szene und tat so, als sei sie an der Anrichte sehr beschäftigt. Tja, nun hatte Karigan es geschafft: Sie hatte das Wiedersehen mit ihrer Familie in eine Katastrophe verwandelt.

»Was ist?«, fauchte sie ihre schweigenden und böse blickenden Tanten an. »Ich habe ein Recht, das zu wissen.«

Tante Staces Mund verwandelte sich in einen grimmigen Strich, bevor sie sprach. »Dein Vater spricht kaum über die Vergangenheit, auch mit uns nicht, aber wir wissen, dass er damals in eine unglückselige Verkettung von Umständen geraten ist, die er nicht verursacht hatte.«

Das konnte Karigan verstehen, aber bestimmt hatte ihr Vater mehr Entscheidungsfreiheit gehabt, als sie bei ihrer Berufung zur Reiterin. »Er hätte fliehen können, als das Schiff irgendwo anlegte.«

»Richtig«, sagte Tante Brini, »aber er hatte gute Gründe zu bleiben. Weißt du, Kapitän Ifior war ihm ein besserer Vater, als unser eigener Vater es je gewesen ist. Er war sein Mentor und Lehrer.«

»Der ihm beigebracht hat, zu töten und zu rauben.«

»Ach, Kind, du kannst einfach nicht wissen ...«

»Ich *bin* kein Kind«, sagte Karigan. Nein, nicht nach all der Erfahrungen, die sie in ihrem Leben gemacht hatte, seit sie eine Grüne Reiterin geworden war, aber das würden die Tanten nie verstehen, selbst wenn sie ihnen jede Einzelheit ihrer Abenteuer erzählt hätte. Egal, was sie aus ihrem Leben machte – sie würden sie immer als ihre kleine Nichte betrachten, die nicht die nötige Reife besaß, um sich mit den Angelegenheiten der Erwachsenen, zum Beispiel der Vergangenheit ihres Vaters, zu befassen.

»Das stimmt wahrscheinlich«, sagte Tante Stace, »aber du benimmst dich wie ein Kind.«

Karigan fiel die Kinnlade herunter.

»Nur ein Kind platzt mit allem heraus, was ihm gerade in den Sinn kommt, ohne zuerst darüber nachzudenken. Ich hätte gedacht, dass du im Dienst des Königs reifer geworden wärst.«

Karigan saß ganz benommen da, weil ihre Tanten ihren Vater in dieser Angelegenheit verteidigten. Es war doch nicht *ihre* Schuld, dass er Pirat gewesen war.

Sie schob ihren Stuhl zurück und stand auf. Sie nahm ihre Botentasche auf, verließ die Küche und ging zur Treppe. Sie nahm zwei Stufen auf einmal, und als sie ihre Schlafkammer erreichte, warf sie die Tür mit Wucht hinter sich zu.

Wenn ihre Tanten schon nicht ertrugen, dass Karigan Fragen über das Piratenschiff stellte, würden alle fünf Höllen sich öffnen, sobald sie das Bordell zur Sprache brachte.

DIE GOLDJÄGER



Karigan konnte nicht schlafen. Sie warf sich unter ihren Decken herum und hörte dem Wind zu, der an ihrem Fenster rüttelte. Sie war einige Male aufgestanden, um das Feuer zu schüren, aber dann floh sie vor der Kälte zurück unter die Decken, obwohl sie lange Wollschals über ihrem Nachthemd und dicke Strümpfe trug.

Es war aber eigentlich gar nicht der Sturm, der sie wach hielt, sondern die Gedanken an ihren Vater und darüber, dass der Abend ein so schlimmes Ende genommen hatte, noch bevor er richtig begonnen hatte. Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und sich von Elaine das Abendessen heraufbringen lassen. Ihre Tanten kamen nicht einmal vorbei, um ihr gute Nacht zu wünschen.

Sie sind böse auf mich, dachte sie, dabei war es ja nicht ihre Schuld, dass ihr Vater auf diesem Piratenschiff gedient hatte. Aber obwohl sie ihr Urteil völlig gerecht fand, wurde sie von einem schlechten Gewissen geplagt, als wäre sie die Schuldige, nur weil sie die Wahrheit über diese leidige Angelegenheit hatte wissen wollen.

In einem Punkt hatten ihre Tanten recht, gab sie nach einigem Überlegen zu: Sie neigte dazu, den Mund aufzumachen, ohne vorher nachzudenken. Sie hätte den ganze Wirrwarr auf viel behutsamere Weise ansprechen können, und dann wären nicht so viele Gefühle verletzt worden. Aber ihr Vater hatte sie im Hinblick auf ihr eigenes Leben allzu sehr

herausgefordert, und sie hatte Gleiches mit Gleichem vergolten.

Das Problem war nur, dass sie ihren Vater liebte – sie liebte ihn sehr und hatte ihn immer bewundert, weil er ein so draufgängerischer, starker und erfolgreicher Mann war. Ein Mann, der ihre Mutter so sehr geliebt hatte, dass er nie wieder heiratete. Als Kind hatte sie stets in seine Fußstapfen treten wollen. Bis die Berufung zur Reiterin alles verändert hatte. Dennoch war er in ihren Augen immer das absolute Idealbild eines Vaters und Kaufmanns geblieben. Bis sie von dem Piratenschiff gehört hatte. Und von dem Bordell.

Von Elaine erfuhr sie, dass er zum Abendessen ebenfalls nicht erschienen war, sondern allein in seinem Büro gegessen hatte. Karigan seufzte. Sie waren einander ähnlicher, als gut für sie war.

Schließlich ertrug sie das unruhige Hin- und Herwälzen im Bett nicht länger, wappnete sich innerlich gegen die Kälte, warf ihre Decken ab und zog sich neben dem Feuer an.

Durch Schneewehen, die ihr bis zu den Oberschenkeln reichten, stapfte Karigan vom Haus zu den Stallungen hinüber. Ihre Laterne glühte schwach in der Dunkelheit, und große Schneeflocken schlugen dagegen wie Motten. Der Wind riss ihr den Atem von den Lippen.

Als sie den Stall erreichte und eintrat, war dort alles still, und ihr rastloser Geist beruhigte sich ein wenig. Das Glühen ihrer Laterne wuchs und erzeugte ein bisschen goldene Wärme, und sie atmete tief aus, obwohl ihr gar nicht bewusst gewesen war, dass sie den Atem überhaupt angehalten hatte.

Die Pferde ihres Vaters füllten fast jede Stallbox, geschmeidige Rosse, die er sowohl geschäftlich als auch zum Vergnügen ritt. Sein Liebling war ein feingliedriger weißer Hengst namens Südstern; außerdem gab es zueinander passende Paare hü-

scher Kutschpferde sowie einige Arbeitspferde, die während der Handelssaison die voll beladenen Warenkarren zogen. Unter ihnen stand ein Pferd, das nicht so recht zu den anderen Tieren passte: ein etwas staksiges, kastanienbraunes Botenpferd. Alle trugen Decken, hatten frisches Stroh auf dem Boden und schiefen friedlich, einige schnarchten, andere scharrten mit den Hufen, doch alle merkten offenbar gar nichts davon, dass draußen ein Sturm wütete.

Und warum sollten sie den Sturm auch bemerken, da doch das Stallgebäude genauso solide gebaut worden war wie das Haupthaus? Es drang sogar kaum Zugluft herein.

Wenn sie aufgewühlt war, suchte Karigan gern ihr Pferd Kondor auf. Irgendwie beruhigte sie seine Gegenwart, und alle ihre Sorgen schienen dann plötzlich weniger wichtig. Sie ging den Mittelgang hinunter, wobei sie bei jedem Schritt einen Schneeklumpen hinterließ, bis sie seine Stallbox erreichte.

Der Wallach spürte, dass sie sich näherte, reckte seinen Hals über die Stalltür und betrachtete sie mit schläfrigen Augen. Sein Begrüßungswiehern klang etwas gedämpft.

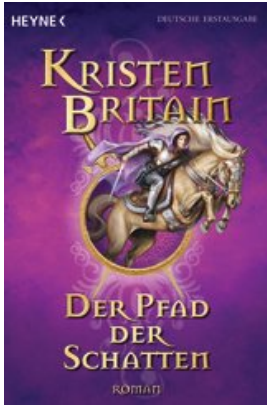
»Habe ich dich geweckt?«, fragte sie und streichelte seine Nüstern.

Er schnupperte an ihrer Hand, und sein Atem duftete nach süßem Getreide.

Karigan gluckste, hängte die Laterne auf einen Haken neben seiner Box und zog ein frischgebackenes Haferküchlein aus der Tasche. Sie hatte einen ganzen Stapel auf der Anrichte gefunden, wo die Köchin sie über Nacht zum Kühlen hingelegt hatte. Kondor wurde entschieden munterer.

Sie lachte und gab ihm die Hälfte. Das Gebäck verschwand fast augenblicklich, und er stupste sie an, um weitere Leckerbissen zu bekommen.

»Gierige Bestie«, sagte sie und überließ ihm den Rest.



Kristen Britain

Der Pfad der Schatten

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-09432-4

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2012

Die magischen Reiter sind die letzte Hoffnung

Die Lehrjahre sind für die tapfere Karigan vorbei: Längst gehört sie zur Reiterbrigade des Königs, die das Reich nach allen Seiten hin vor dem Bösen verteidigt. Schon glaubte Karigan, nach den ewigen Zeiten des Kampfes würde endlich Frieden herrschen. Doch dann suchen sich die dunklen Mächte ein neues Einfallstor: Im finsternen Blackveil Forest erwachen Geschöpfe zum Leben, die seit über tausend Jahren darauf lauern, den dünner werdenden Grenzwall zu durchbrechen. Und Karigan und den übrigen magischen Reitern bleibt nichts anderes übrig, als sich in den Wald aufzumachen, um das Schlimmste zu verhindern. Sie werden bereits erwartet

...